



DIE FOTOGRAFIE AUF DEM TISCH

Ernest Korobtschinski

Schon seit längerer Zeit treffe ich mich regelmäßig mit Herrn Söhnke Bay. Herr Bay ist Deutscher, ein echter Hamburger, und er hat sich bereit erklärt, mir die Sprache beizubringen. Von Beruf ist er Pädagoge und arbeitet hauptsächlich mit Behinderten. Mir macht es Spaß, mit ihm zu lernen. Der einzige Nachteil besteht darin, dass er häufig verreist.

Derzeit war er einen Monat lang abwesend, wieder einmal hielt er sich in Israel auf. Die Zeit dort hatte er sich genau eingeteilt: Jeweils 2 Tage blieb er in Tel Aviv und Jerusalem, wo er Freunde traf,

Ausstellungen besuchte und ins Theater ging, danach fuhr er zum Arbeiten nach Beit-Uri, einem Heim für behinderte Kinder.

Er öffnete die Tür, braun gebrannt, schlanker und scheinbar jünger geworden. Mit einer Geste bat er mich zum Unterricht ins Zimmer, er selbst setzte sein Telefongespräch fort, in fließendem Englisch, welches für mich *terra inkognita* ist. Ich setzte mich auf das Sofa, legte Heft und Stift bereit, als ich plötzlich auf dem Tisch eine Farbfotografie bemerkte. Das Foto zeigte ein herrliches Eckchen in einem **grünen Garten. Mittendrin stand eine**

zierliche, grauhaarige Frau mit vier Jungen, die sie so eng umringten und liebevoll ansahen, wie Kinder es gewöhnlich nur mit ihrer eigenen Mutter tun. Ihre Größe und Figur erinnerte an Golda Meir, nur sah sie bescheidener und melancholischer aus.

"Sehen Sie sich Mutter Deborah an?", fragte Herr Bay, der sein Telefongespräch beendet hatte und ins Zimmer getreten war.

"Das also ist Dorothea-Deborah, von der Sie mir schon so viel erzählt haben", antwortete ich. Herr Bay nickte und setzte sich zu mir aufs Sofa. Obgleich ich schon viel über diese Frau erfahren hatte, kannte ich ihre Geschichte nur bruchstückhaft. Auf meine Bitte hin begann Herr Bay zu erzählen:

Im Jahre 1908 wurde im Arbeiterviertel von Prag ein Mädchen mit dem Namen Dorothea geboren. Dorothea ging aus einer nicht standesgemäßen Ehe zwischen der Tochter eines Rabbiners und einem jungen Mann aus einfachen Verhältnissen hervor. Dieses jedoch änderte sich. Ihre Eltern besaßen eine Böttcherwerkstatt, die sich mit der Zeit zu einer kleinen Fabrik ausweitete. Als hart arbeitende und schließlich recht vermögende Leute konnten sie es sich leisten, ihrem einzigen Kind ein Leben in Luxus und eine gute Ausbildung zu bieten.

Dorotheas Aufnahme in die Grundschule fiel in die Zeit des ersten Weltkrieges. Da sich in dieser Zeit auch die Kriminalität immer mehr ausweitete, wurde es zunehmend gefährlicher, das Kind weiterhin in die Schule zu schicken. Ihre Eltern entschieden sich deshalb, Privatlehrer anzustellen. So kam es, dass Dorothea den ganzen Tag nur ihre tschechische Lehrerin sah, sie also völlig abgeschieden aufwuchs. Als der Krieg vorbei war und das Leben in der Hauptstadt relativ geordnete Bahnen annahm, kam Dorothea auf ein privates Gymnasium. Sie war kein auffallend schönes Mädchen und ihre Art, sich zu geben, unterschied sich deutlich von der ihrer korrekten und besonnenen Eltern. Diese waren über das Verhalten ihrer Tochter beunruhigt, vor allem über deren Interesse an progressivem Gedankengut. Ihnen schwebte vor, dass ihre Tochter eine hervorragende Juristin, Pianistin oder Schauspielerin werden würde. Nach Beendigung des Gymnasiums jagte Dorothea jedoch von einer Fakultät zur nächsten. Vieles interessierte sie, aber schnell verlor sie wieder die Lust daran. Noch vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr beendete sie ihre Irrfahrt durch die Institute, lernte einen jüdischen Juristen kennen und heiratete ihn bald darauf.

Ein Jahr später gebar sie einen Sohn. Unglücklicherweise hatte das Kind einen angeborenen Herzfehler. Dorothea machte es sich zum Lebensziel, dieses ihr am nächsten stehende Wesen am Leben zu erhalten. Sie suchte Dutzende von Fachärzten auf und studierte jede ihr zur Verfügung stehende medizinische Fachliteratur.

Unterdessen rückte das Ende der dreißiger Jahre

näher. In den Zeitungen häuften sich Artikel, die zur Vorsicht mahnten. Kriegsgefahr lag in der Luft, aber die Leute lebten wie früher, gefangen in der Routine ihrer alltäglichen Interessen.

Dorothea fiel es schwer, ihren Alltag angesichts der Bedrohung fortzusetzen. Ihre Angst vor einem Krieg wuchs mit jedem Tag. Als sie ihre Angehörigen aber auf die drohende Gefahr hinwies, winkten sowohl ihre Eltern als auch ihr Mann gleichgültig ab. Ihr Glaube an Frieden war unerschütterlich. Die Unglücklichen! Ihr Leichtsinns brachte sie nach Auschwitz und Theresienstadt, wo der Tod auf sie wartete.

Dorothea und ihr Sohn blieben am Leben. Sie erwischten das letzte Schiff, das nach Palästina auslief. Je näher sie auf Israel zusteuerten, desto größer wurde Dorotheas Angst. Trotz der unerträglichen Hitze fröstelte sie. Als sie endlich festen Boden betrat, machte sie ein, zwei Schritte und ihre Kräfte begannen zurückzukehren, obgleich sie sich fühlte, als käme sie von einem anderen Stern und man hätte sie auf einer unbekanntem Insel ausgesetzt.

Nun begannen die Schwierigkeiten: Um sich und ihren Sohn durchzubringen, musste sie sich eine Existenz aufbauen. Mit Hilfe von Freunden gelang es Deborah (so wurde sie hier genannt), eine Küche mit Hausmannskost für Arbeiter einzurichten, zuerst in ihrer winzigen Wohnung, später in einem separaten Gebäude. Es war körperliche Schwerarbeit: Bei Dämmerung stand sie auf, fuhr auf einen riesigen, reichhaltigen Markt voller Schmutz und Geschrei und schleppte die Lebensmittel nach Hause. Sie kochte selbst, wusch das Geschirr, räumte auf und verkaufte den Kunden das Essen. In ihren freien Minuten beschäftigte sie sich mit ihrem Sohn und beobachtete angespannt seine Entwicklung.

Uri wuchs zu einem guten, folgsamen und dankbaren Jungen heran, nur in seinen Bewegungen war er unsicher und kraftlos. Deborah freute sich unsagbar, als er Freunde gewann, mit denen er ans Meer laufen konnte. Doch dann, ganz unerwartet, starb Uri an einem Infarkt. Seine Mutter wusste nicht, ob der Grund hierfür in seiner plötzlichen Aktivität lag oder ob die pralle Sonneneinstrahlung ihm geschadet hatte. Deborahs Schmerz war grenzenlos. Nach der Beerdigung blieb sie wie betäubt auf dem Friedhof stehen. Die Autos auf den Straßen jedoch fuhren weiter, der Strom der Fußgänger floss wie zuvor, die Leute unterhielten sich laut miteinander. Das Leben um sie herum ging weiter.

Um das natürliche Glück einer Mutter betrogen, entschied sie, sich mit ihrer ganzen Person behinderten Kindern zu widmen. Sie wusste, dass sie sich nur auf diese Weise erneut mit dem Leben versöhnen könnte, dass sie nur durch diese

Beschäftigung ihre Verzweiflung und ihre Gedanken an einen Selbstmord überwinden könnte.

Deborah entwickelte den Plan, ein Haus für behinderte Kinder zu bauen. Um sich optimal auf die Ausführung ihrer Pläne vorzubereiten, bereiste sie verschiedene Länder, studierte Heilpädagogik und besuchte vergleichbare Häuser in England, Holland und der Schweiz.

Einen Bauplatz zu finden, war äußerst schwer: Niemand wollte in seiner Nachbarschaft körperlich oder geistig behinderte Kinder wissen. Zudem begegneten schläfrige Beamte mit spöttischem Lächeln und großspurigem Gesichtsausdruck dem Bauvorhaben mit Skepsis. Deborah war bemüht, deren Gleichgültigkeit zu ignorieren, manchmal fühlte sie sich jedoch am Ende ihrer Kräfte.

Schließlich fiel die Wahl auf einen Hügel in Afula südlich von Nazareth, ein Baugrund voller Steine. Das Schulgebäude wurde auf steinigem Grund gebaut. Die Bautätigkeit zog sich quälend lange hin. Versuche, in dieser unberührten Erde zu graben, sie zu erschließen und darauf einen Wohnkomplex zu bauen, erwiesen sich als äußerst schwierig. Endlich war das Gebäude fertig. Auf den das Haus umgebenden steinigen Untergrund schüttete man eine neue Erdschicht, erwarb Setzlinge von italienischen Kiefern und pflanzte sie an einigen Stellen ein.

Die ersten Kinder zogen ein. Schnell vergingen Tage, Monate, Jahre. Hinter dem ersten Haus entstand ein zweites und ein drittes. Mit der steigenden Anzahl von betreuten Kindern wurden immer mehr Lehrer für die allgemeinbildenden Fächer benötigt. Man brauchte neue

Lehrwerkstätten, einen Musiksaal und mehr Rollstühle.

Nachdem die mittlerweile lebenserfahrene Deborah viele Jahre für ihre Kinder gearbeitet hatte, erfuhr sie mit Bestürzung, dass staatliche Stellen planten, die Kinder in Zukunft in verschiedenen Behindertenheimen unterzubringen und stattdessen an diesem Ort eine Ferienanlage für Jugendliche einzurichten. Dass man ihre Kinder vertreiben wollte, ihr unermüdliches Wirken der letzten zwanzig Jahre in Vergessenheit geraten sollte – so etwas durfte nicht passieren. Mit aller Kraft widersetzte sie sich diesen Plänen. Deborah scheute keine Mühe und erreichte ihr Ziel: Ein gemeinnütziger Verein wurde gegründet und ihm die Leitung des Hauses "Uri" übertragen, einem "Haus zur Seelenpflege bedürftiger Kinder". Somit konnten die Kinder zusammen bleiben und Deborahs selbstaufopfernde Tätigkeit war nicht vergebens gewesen.

Von den neuen Pädagogen war niemand bereit, Deborahs Arbeit entsprechend zu würdigen. Und trotzdem, wenn es ihr schwer ums Herz wurde, wenn Erinnerungen ihre Gedanken bedrängten, fühlte Deborah die Wärme von Kinderhänden, hörte ihre lauten Stimmen. Dann durchdrang sie das beruhigende Gefühl, dass ihr Leben nicht umsonst gewesen ist.

Die israelische Mutter Theresa ist jetzt 91 Jahre alt. Ihr Sehvermögen ist bereits stark beeinträchtigt. Natürlich wird bald das Unvermeidbare eintreten. Aber "Beit-Uri", das Haus, das den Namen ihres Sohnes trägt, bleibt bestehen; es bleibt die Erinnerung der Menschen und diese Fotografie, die gerade auf dem Tisch lag.

Übersetzt von Anneta Samaisky

